



DIÖZESE
INNSBRUCK

Digitales Archiv

Exerziten Neustift bei Brixen

Juli 1977

Digitales Archiv

Shelf Mark: 1.3.1.12.4

CC-BY-NC-ND-Lizenz (4.0)

Creative Commons Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz

[urn:nbn:at:at-dai-3839](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-dai-3839)

Exerzitionen Neustift bei Brixen
Juli 1977

1. Priester als Mann des Geistes

Am Anfang jeder christlichen Besinnung muß die Bitte um den Geist stehen. Auch wenn wir im Leben so im allgemeinen die Richtung einzuhalten bemüht waren, die wir einmal eingeschlagen haben, so wissen wir doch: Wir kommen immer wieder in die Flaute, in die Windstille mit den schlaffen Segeln oder höchstens einer müden Brise. Aber der Geist Gottes kennt in Wirklichkeit keine Alltagserscheinungen, er weht immer wieder, und er weht wo er will. Er weht in der Welt, in der Kirche, in den Erfahrungen und Erlebnissen meines kleinen Lebens und Alltags. Diese Tage sollen in uns das Gespür für den Geist wecken.

Man bezeichnet verschiedene Dinge mit „Geist“. Wir wollen vielleicht ein wenig differenzieren. Wenn wir vor den „Wunderwerken des menschlichen Geistes“ stehen, vor den Triumphen der Technik, der Struktur eines Baudamms, dem Inneren eines Computers, der Organisation einer Datenbank, den fototechnischen Leistungen eines Unterwasserfilms oder den Geheimnissen eines Fernlenksystems – dann wäre es vielleicht doch besser, von den Leistungen des Verstandes zu sprechen, als vom „Geist“. Der Verstand ist jenes Vermögen zu denken, zu abstrahieren, zu messen und zu planen, zu testen, zu konstruieren, zu verifizieren und zu beweisen. Es gibt Leute, die in diesem Bereich des „Geistigen“ bleiben wollen, die nur an diesen Verstand glauben, an das Vordergründige, Meßbare, Verwertbare und Nützliche. Aber selbst diesen Verstandesgläubigen ist nicht immer wohl zumute: Der Franzose Jean Rostand (Nobelpreisträger) hat doch geschrieben: „Ich habe vor der Naturwissenschaft deshalb so viel Furcht, weil ich nun an sie glaube ...“ Die Welt dieses menschlichen Verstandes ist bewundernswert, aber sie ist kalt. Und heute, am Beginn des vierten Viertels dieses Jahrhunderts der Wissenschaft geht ein Frösteln durch die Kontinente. Und ein Sehnen nach „Geist“ – in einem höheren Sinn. Es gibt in dieser Welt – und zwar sowohl in Begegnung mit dem Einzelnen wie in der Welt des geschriebenen Wortes – ein unüberhörbares Sehnen nach Sinn und Zusammenschau, nach bergender Ordnung und Heimat des Herzens, nach Liebe und nach dem tröstenden Geheimnis ... und dieses Sehnen hat bedeutend mehr mit dem zu tun, was wir schon rein menschlich mit „Geist“ bezeichnen wollen und nicht nur mit „Verstand“. Und als Gläubige wissen wir, daß in diesen menschlichen Strömungen und Strebungen sich bereits das angekündigt, was wir als Heiligen Geist bezeichnen, jenes geheimnisvolle Brausen, das immer wieder in die mit trübem Dunst erfüllten Täler der menschlichen Geschichte fährt und das um Pfingsten zum Orkan wurde.

Wo weht dieser Geist Gottes?

a) Ich erkenne den Geist im Hauch von Weite und Tiefe

Überall dort, wo die vordergründige Enge, das bloße Kreisen um Genuß, Status, Erfolg, Standard, Macht, Geld, Wissenschaftsstolz und Ego durchbrochen wird. Wo der Mensch sich an der Grenze sieht und demütig wird – so etwa Werner Heisenberg in seinem letzten Buch: Schritte über Grenzen.

Dieser Hauch von Weite und Tiefe weht uns in der Kirche – trotz allen Mißbrauchs und aller Verdrehung – ungebrochen aus den Texten des Konzils entgegen.

Was die Weite betrifft – ich mußte oft die Konzilstexte über die Weltreligionen durcharbeiten. Ich glaube nicht, daß es viele kirchliche Dokumente gibt, die soviel Offenheit und Weite mit der unaufgebaren Wahrheit verbinden. Trotz aller Wehen und Unruhen werden

wir einmal über die Entwicklung der Kirche sagen dürfen mit dem Psalmisten. Du hast uns herausgeführt ins Weite ...

b) Ich erkenne den Geist im Hauch von Stille und Schlichtheit

Mitten in eine allzulauten Welt sind Strömungen zur Stille hin erwacht. Mag manches daran verworren, künstlich und modisch sein, ja sogar die Züge von Religionsersatz annehmen – im ganzen ist der Strom zur Stille ein Wehen des Geistes. Ich werde nicht vergessen, daß vor wenigen Wochen bei Besinnungstagen für Männer des öffentlichen Lebens, diese Universitätsprofessoren und Ärzte, Bankdirektoren und Richter, Rechtsanwälte und Schauspieler strengste Stille erbeten – und gehalten haben. Mir ist schon oft bei Jugendlichen der Wunsch begegnet, bei der Feier der heiligen Messe sollte es leiser sein. Es ist wohl auch ein Zeichen des Geistes, wenn in der Landschaft der Kirche die sensationellen Veröffentlichungen, die mit dem lauten Medientrara in die Welt gesetzt werden – sei es nun auf dogmatischem oder pädagogischen oder einem anderen Gebiete – geradezu unheimlich rasch der Vergessenheit anheimfallen, so schnell, daß sich oft die Auseinandersetzung damit kaum rentiert (Fragen an die Studenten, ob sie wüßten, was Robinson, Halfas, Holl und andere bedeuten, stoßen auf Befremden ...)

c) Ich erkenne den Geist im Hauch nach Einheit und Wahrheit

Es ist richtig, wir leben in einer pluralistischen Welt, einer ähnlich pluralistischen Welt, wie es das Zeitalter Jesu war. Und trotzdem ist nicht alles nur Babel. Es gibt weltweites Bemühen um Zusammenstehen und Frieden, um weltweites Ausüben von Menschlichkeit, es gibt auch im geistigen Bereich eine Erscheinung, die vielleicht früher nicht in diesem Maße vorhanden war: Daß in Fragen des Menschlich-Sittlichen der Verhaltensforscher und der Mediziner, der Psychologe und der Soziologe, der Biologe und der Physiker oft auf den verschiedenen Richtungen zur Wahrheit vorstoßen und dem Moralthologen die Wege bereiten ... Dieses Wehen zur Einheit und Wahrheit wird immer ein entscheidendes Kriterium für den wahren Geist Gottes sein: Wo der Zusammenhang mit der Kirche der Jahrtausende und der Kontinente nicht gesucht und gewahrt wird, weht nicht sein Geist. Wer so tut, als sei alles vor ihm Zeit der Finsternis, steht nicht im Wehen dieses Geistes. Wer in der Zeit vorher nur Befangenheit sieht und so tut, als schließe mit ihm erst die Stunde der Wahrheit ... eine solche Einstellung hat schon menschlich wenig mit „Geist“ zu tun, noch weniger mit dem Geist Gottes. Er läßt immer Altes und Neues aus dem Schatze hervorholen. Der Geist Gottes wird immer Neues schaffen und an Altes erinnern ...

d) Ich erkenne den Geist Gottes daran, daß er tröstet,
aber nicht schmeichelt

Die „Gaben des Geistes“ sind auch nach der alten Tradition die gnadenhafte Fähigkeit, die Impulse Gottes zu spüren, angerührt zu sein, elektrisiert zu werden, wenn es um das Gute und die Wahrheit geht – etwa so, wie ein guter Funker aus den vielen Sendern den seinen heraushört. Die Gabe des Geistes besteht darin, daß zutiefst in meiner Seele die Zustimmung zur Wahrheit aufbricht, die Gabe des Geistes ist die übernatürliche Kreativität: Komm Schöpfer Geist! – Es gibt übrigens eine große Literatur zum Thema „Kreativität“. Und darin ist unter anderem zu lesen, daß letztlich das Schöpferische etwas Geheimnisvolles sei ..., und daß zum eigentlich Schöpferischen so etwas wie eine tiefe Wertbejahung gehöre ... Wir wollen Gott bitten, daß wir es wieder spüren, dieses jauchzende Ja in unserer Seele: Komm Schöpfer Geist!

2. Der Priester – Mann mit Herz

Christus hat gesagt, daß wir die Zeichen der Zeit verstehen sollen. Und er hat die Unverständlichkeit und Dumpfheit des Herzens gerügt. Aus dem Vertrauen heraus, daß der Geist Gottes immer wieder durch die Jahrhunderte weht, auch durch das unsere, sollen wir herausfinden, wo dieser Geist weht, und wo der Zeitgeist wirbelt, wo die Verdunkelung droht, und wo Licht aufgeht.

a) Die Welt erlebt eine Einbuße an Herz

Symptomatisch dafür ein Buchtitel: Die Verachtung des Gemüts (Schlemmer). Aber noch viele andere haben sich dazu geäußert, und es sind darunter Vertreter der verschiedensten Wissenschaften. Der Verhaltensforscher: Konrad Lorenz, in den „Acht Todsünden der zivilisierten Menschheit: Der Wärmetod des Gefühls. Die großen Autoren über Meditation und religiöses Erlebnis: Pöll, Bleistein, Tilmann, Thomas. Weiters die Vertreter einer gesamt menschlichen Psychologie: Lersch, Allport, Frankl, Die Psychagogin Chr. Mewes, Der Kinderarzt und Psychologe Asperger, der Schweizer Heilspädagoge Moor – usw.

Wir erleben die Einbuße an Herz aber nicht nur in Buchtiteln und Referatsthemen. Wir erleben sie täglich in der wachsenden Kriminalität (der Gemütsarme ist der Gewissenlose), in der Kunst (Elektronenmusik), im Erziehungsbereich (in einer Schule, die nur auf Mehrung von Wissen und Können sieht). Es ist so, daß man mit Recht von einer Verkopfung des Menschen spricht. Alles ist auf Ausweitung des Intellekts ausgerichtet, und die Tragik besteht darin, daß im Bereich des Intellekts der Mensch sich entlasten kann – durch Schrift, Buch, Computer (der ihm sogar Operationen abnimmt), für Verarmungen des Gemüts gibt es aber keinen Ersatz. Die Gemütsverkümmern hat schwerwiegende Folgen für Religion und Gewissensbildung. Vieles von dem, was uns an religiöser Nichtansprechbarkeit begegnet, ist tatsächlich oft ein wirkliches Unvermögen des Herzens, das verlernt hat, zu erleben, bewegt, beeindruckt, ergriffen, gerührt zu sein. Unsere Zeit nimmt den Menschen das echte Erleben, weil sie zuviel, zu schnell, zu billig, zu laut anbietet. Zuviel: Man kann sich im Wohlstandsland die Multiplikation der Erlebnisse leisten. Das Bild von Becher und Wasserstrahl. Zu schnell: Der Auto- und Film-Mensch. Das Bild vom alten Häuptling. Zu billig. Die Knopfdruckerlebnisse. Zu laut: Nicht nur im akustischen Bereich, die Überreizung der Sinne.

Und wie ist es mit dem Gemüt in der Kirche? Gibt es dort auch Erscheinungen, die man als Verarmung des Gemüts, als Einbuße an Herz bezeichnen müßte?

aa) Verwissenschaftlichung der Theologie. Trennung von Studium und Spiritualität. Eine theologia mentis der nicht eine theologia cordis folgt, taugt für nichts. In diesem Fach muß Lehre und Existenz einen gewissen Einklang anstreben. Aber die Entwicklung des Betriebes in den deutschsprachigen Ländern hat eine gewisse Säkularisierung mit sich gebracht. Der Professor nicht Diener der Kirche, sondern mehr staatlich-emanzipierter Nur-Wissenschaftler. Selbstverständlich darf das nicht verallgemeinert werden, aber der Trend ist unleugbar. Wenn Theologiestudium gar keine Lebensänderung bedeutet, dann wird der Leuchter von der Stelle gerückt.

bb) Die Verkopfung der Sprache: Es wird soviel geredet und gedruckt in der Kirche wie noch nie. Aber wir wissen es: Die Sprache der rasch aufeinanderfolgenden Veröffentlichungen ist so oft ohne Bild und Farbe, und so oft unverständlich. Wenn man für jemanden religiöse Literatur sucht, erlebt man das immer wieder mit Beklemmung.

Es gibt auch im theologischen und gesamtreligiösen Bereich eine Verintellektualisierung und Verwissenschaftlichung der Sprache, daß der theologisch gebildete Mensch kaum mitkommt, für den theologisch Nicht-Gebildeten das Lesen aber alles andere als eine Bereicherung darstellt. Als Gegenbeispiel müßte man auf manchen Strecken die geradezu wohltuend verständliche Sprache des Konzils rühmen. Auch die französische Theologie schreibt verständlicher. Und die Sprache Guardinis, Piepers und Hugo Rahners wirkt wie klassische

Musik. Wie soll denn Botschaft anziehend sein, wenn die Sprache, in der sie gesprochen wird, allen Glanz und alle Farbe, ja sogar die Verständlichkeit verliert. Sprache ohne Herz. Wer mit Kindern reden will, muß eine Sprache haben, in der das Herz mitschwingt. Es ist verständlich, daß ein mit zwei Doktoraten und viel Einbildung geschmückter Theologe zu mir gesagt hat: „Zu Kindern kann ich über religiöse Dinge gar nicht sprechen!“ Das Traurige dabei war, daß er die Feststellung mit Selbstgefälligkeit vorgebracht hat.

Verkopfung in der Kirche zeigt sich auch in

d) Überproblematisierung und Überkritik. Wenn der Intellektuelle den Gläubigen und den Suchenden ständig auf die Weide der Probleme führt, wird dieser sich angewidert abwenden. Dieses angewiderte Abwenden bekommen ja auch schon Verlage zu spüren, die in den letzten Jahren sich mit superkritischer Literatur überboten haben: Sie wird nicht mehr gekauft. Der Mensch, der Bücher dieser Richtung kauft, sucht etwas anderes. Das Aufreißen von Problemen („Zweifelt an allem“) ist auch in der Jugendarbeit falsch gemacht worden. Die Psychologie weiß, daß der junge Mensch gar nicht an allem zweifeln kann, und daß viel Bezweifeltes später wieder übernommen wird („später Gehorsam“), aber wenn die begleitenden Erzieher zu Verunsicherung mehr beitragen als zur Festigung, dann ist das Erreichen einer Ausgewogenheit kaum möglich, und man wird am Ende den Berufszweifler und Kritikaster, aber nicht den wertverankerten Jugendlichen haben. Ich muß als Priester auf die Probleme eingehen, die die Leute haben, nicht Probleme produzieren.

e) Hierher gehört auch der pastorale Porzellanladeneffekt. Er zählt zu den verhängnisvollen Wirkungen der Gemütsverarmung in der Kirche. Die Rücksichtslosigkeit gegenüber den Gefühlen, die vor allem in den religiösen Gefühlen in einer Tiefenschicht des Menschen schlummern. Für den Intellektualisten bedeuten Änderungen nicht viel, wohl aber für den Menschen mit Gemüt. Manchmal ist früher der Jurist über die Gefühle der Leute getrampelt, heute ist manchmal das „Provozieren“, das Produzieren von „Denkanstößen“, die mehr Fußtritte sind, zur Mode geworden. Man glaubt auch um eines Effektes willen bei denen, die nicht glauben (wollen), die Gläubigen vor den Kopf stoßen zu können. Der gemüthafte Mensch lebt in einer Welt liebgewordener Bindungen. Schon äußere Änderungen müssen mit Gefühl angegangen werden, besonders aber gilt das von der Verkündigung der Glaubenswahrheiten (Christusvorträge). Die Gleichgültigkeit, mit der man gläubige Menschen verwirrt, ist erschreckend: Wort Christi vom Mühlstein! Die Worte Christi über die „Kleinen!“, die Stille-Nacht-Predigt! Wir sehen, wie alle gemüthafte Dinge auch in unserer Zeit, sogar mitten in der verstädterten Welt, Anklang finden: Osternacht, Lichtliturgie, Licht auf den Friedhöfen, Stille, leise Musik, schöne Gottesdienstgestaltung, Untersuchung über die Krippe.

Verkopfung in der Kirche. Überbewertung von Untersuchung, Analyse, Statistik. Was ist schon geschehen, wenn ich die Zahlen weiß. Hätten die Apostel auf Grund von Zahlen den Sprung in die weite Welt gemacht? Ich muß die Wirklichkeit sehen. Eine Statistik bewirkt in Bezug auf die Motivation des Seelsorgers so gut wie gar nichts, eher ist sie oft demoralisierend. Das bloß Feststellbare ist auch gar nicht einfach die „Wirklichkeit“. Die Methoden der Erhebung und Statistik erreichen keineswegs jene Tiefen, in denen der Mensch vor Gott steht. Muß ich als Seelsorger nicht oft Jahre warten, bis für einen Menschen die Stunde kommt, bis er sich erschließt, bis etwas in ihm aufbricht? Was bewegt mich, für die 580 Hörer zu arbeiten – etwa eine genaue Statistik über ihre religiöse Praxis? Oder das Vertrauen, daß Gott um ihre Wege weiß, daß an keinem die Gnade vorbeigeht, daß mit seiner Hilfe irgendetwas hängen bleiben wird, ein Same, der vielleicht viel später aufgeht ..., und daß es eben immer wieder das Wunder der Gnade gibt, und daß wir unverdrossen in der Sprache der Zeit verkünden müssen, nach allen Regeln der Klugheit, aber daß der Geist Gottes es ist, der die Herzen bewegt. Das motiviert nicht, zu arbeiten mit dem Erlebnis des Erfolges, und weiterzuarbeiten mit dem Erlebnis des Mißerfolges. Unsere Aktivität kommt aus dem Herzen, nicht aus dem Kopf. Viel wichtiger als alle Analysen wäre

es, daß wir wieder einmal den Rosenkranz nehmen und zu einem Heiligtum pilgern, und uns alles von der Seele beten, was uns bewegt, bedrückt und beglückt.

Eine gefährliche Folge der Gemütsverarmung ist der Verlust der Bindungsfähigkeit. Verpflichtungen kann nur der Mensch mit emotionellem Reichtum übernehmen (Ehenkranken an Gemütsverarmung – Asperger). Die Leichtigkeit und Leichtfertigkeit, mit der in der Kirche in den letzten Jahren Gelübde gebrochen, Versprechungen aufgegeben, Herden verlassen, Weihen vergessen wurden, hängt zum Teil zutiefst mit Gemütsverarmung zusammen. Der gemüthafte Mensch macht nicht leicht Brüche. Treue ist nicht nur eine Frage moralischer Anstrengung, der gemütsarme Mensch ist nicht treuefähig – und dabei ist doch gerade die Treue das Größte in dieser Welt, das magnum Dei donum.

Es gibt heute in der Welt eine Welle der Sehnsucht nach Herz. Man sucht den Politiker mit Herz, den Arzt mit Herz, den Seelsorger mit Herz. Man entdeckt – nicht nur im theoretischen Bereichen, sondern auch in Zeitströmungen – die Frau mit Herz – die frustrierten Intelligenzbestien der Emanzipation haben keine große Strahlkraft ausgeübt, man entdeckt wieder die Mütterlichkeit, man wendet sich in der Pädagogik von einer bloßen Lern- und Leistungsschule ab, von den Versuchen im Kindergarten zu indoktrinieren, viele Menschen suchen im Urlaubsland ein Stück Heimat, in der Nostalgiewelle suchen sie dasselbe in der Vergangenheit.

Es ist wie ein einziger Appell an uns: Menschen der religiösen Wärme zu sein. Bemühen um Herzlichkeit (eine gute Tradition des Klerus in Tirol!) und Bemühen um die religiöse Unmittelbarkeit. Wir, wir Priester, müssen den Menschen ein Stück Heimat bieten, nicht nur Intelligenz und Organisation.

Unser spiritueller Lebensstil muß auf diese fromme Unmittelbarkeit ausgerichtet sein. Dann werden wir den Menschen heute helfen können. Wenn wir ein wenig Männer mit Herz sind, dann werden wir auch eine Kirche mit Herz präsentieren: Gotteshaus und Gottesdienst, die Art der Gestaltung, die persönliche Ansprache, der Umgang mit den Gästen, die Vermeidung von Taktlosigkeiten gerade bei den heikelsten Situationen wie Tod, Begräbnis, Hochzeit und Taufe. Vergessen wir nicht, daß jeder Aufbruch des Herzens in der Geschichte des Geistes und in der Geschichte des Einzelmenschen ein Aufbruch ist hin zu Gott.

3. Der Priester als Wegweiser

Christus hatte seinen Vorläufer, und wahrscheinlich müßte man nicht nur Johannes als solchen bezeichnen, wenn er auch als die einsame Spitze unter denen hervorrage, die die Wege des Herrn bereiteten. Aber auch zur Zeit Jesu gab es „Vorläufer“ anderer Art, Bewegungen des Geistes in Israel und in der römisch-hellenistischen Welt, Bewegungen, die den Raum freimachten für die Botschaft des Evangeliums. Im weitesten Sinn müßte man schon die Vergeistigung der Religion im letzten Jahrtausend vor Christus dazurechnen, jene Welle, deren markanteste Punkte gekennzeichnet sind durch Konfuzius, Mengtse, Laotse, durch Buddha, Zarathustra, die ägyptische Weisheit, die griechische Philosophie und das Zeitalter des Prophetentums sowie des Rabbinentums. In Israel muß auf die Essener hingewiesen werden, und auf die Frommen im Lande, die entgegen einem jüdisch-politischen Engagement mehr den Blick nach Innen wandten und damit eine andere Erlösung erhofften als die bloß politische Emanzipation von den Römern. Eine weitere vorbereitende Bewegung war das Proselytentum, im ethischen Bereich wohl auch die Stoa, und in ihrer Verkündigung konnte die Kirche zwar nicht an die Göttervorstellungen der römisch-hellenistischen Volksreligion anknüpfen, wohl aber an den Gott der Philosophen, „in dem wir leben, uns bewegen und sind ...“ Auf tausend Weisen hat der Geist Gottes damals das geistige Ackerland gepflügt – und was damals war, gilt auch für heute. Es werden Furchen gezogen, die dem Samen der Wahrheit eine Chance bieten.

In diesem letzten Viertel des wissenschaftlichen Jahrhunderts rauchen auf den Feldern die Herbstfeuer mit dem vertrockneten Unkraut des Positivismus, des Wissenschaftsaberglaubens. Man hat es weitherum satt, das Prahlen und Prunken und Genügen mit dem Meßbaren, dem Testbaren, Quantifizierbaren und rational Faßbaren. Die geistige Einstellung des positivistischen Zeitalters gleicht dem Mann, der die Optik seiner Kamera auf „nah“ einstellt. Das Nächstliegende wird scharf, überscharf, aber die Horizonte verschwimmen. Die Horizonte sind auf den Universitäten verschwunden, weil es kaum mehr noch um Zusammenschau und Tiefenblicke geht, sondern nur noch um verifizierbare Daten, die man speichern und „auswerten“ kann. Dieser Verlust an Horizont, an Zusammenhang, an innerer Ordnung des Daseins ist eines der größten Leiden unserer Zeit, die Frustration der Leere wird zum großen Problem der Wohlstandsländer. Die kleinen Frustrationen kann man sich ja im Wohlstand rasch erfüllen und vom Halse schaffen, den Drink, die Reise, das Vergnügen, den Genuß ... aber hinter diesen schnell gestillten kleinen Frustrationen gähnt die große, die nicht erfüllt wird, der verschwommene Horizont, den man verloren hat, dadurch, daß man die Optik auf das Naheliegende, Vordergründige, Nützliche und Genießbare eingestellt hat.

Und so wurde im vierten Viertel des Jahrhunderts die Sinnfrage zum tiefsten Leid der Welt. Nach klinischen Untersuchungen bildet der Verlust des Daseinssinnes die Ursache von 25 Prozent der Neurosen (früher mehr sexuelle Komplexe). Der Mensch lebt wie in einer großen Zentrifuge, die ihn ständig nach außen schleudert, ihn kaum zu sich kommen läßt, ihn der Orientierung beraubt. Das *carpe diem*, der Momentanismus des Heiden, die Verfallenheit gegenüber dem Augenblick, die Einbuße von Horizont bedeutet auch Verlust an Freiheit, an Distanzfähigkeit, an Frustrationstoleranz. Auch der Reduktionismus „Leben ist Verbrennung“. Reaktion: Dann ist ja alles sinnlos!

Darum der Hunger nach tiefer Sinngebung – die offene Ackerfurche – siehe Interesse der Studenten an der Sinnfrage.

Diese Situation ruft den Priester auf den Plan. Damit wird sein Amt kein überflüssiges Anhängsel der Gesellschaft. Er ist heute in seiner ureigensten Aufgabe aufgerufen – nämlich der, in der Welt der Verdüsterung, des Chaos und der Leere Wegweiser zu sein. Vielleicht können wir besinnend bei diesem Bild verweilen:

Ein Wegweiser steht am Rand der Straße: Das soll wohl heißen, daß der Priester ein unbedingt dienender Beruf ist. Er hat etwas an Würde und Erhabenheit abgestreift.

Er hat zutiefst eine Service-Leistung, er ist kein Selbstzweck, er ist nur dazu da, daß anderen damit geholfen wird – Christus hat das doch auch gesagt. Die Kirche mußte in unserer Zeit von einer herrschenden in eine stärker dienenden Rolle hinüberwechseln – damit aber kommt sie ihrem tiefsten Wesen viel näher. (Ein Wegweiser weist über sich hinaus, nicht auf die Verbürgerlichung).

Ein Wegweiser muß sichtbar sein: Die dienende Rolle des Priesters heißt aber nicht, daß er Verstecken spielt. Wir werden doch immer im Kreuzfeuer der Öffentlichkeit sein müssen. Der bescheidene Täufer hat für seine Predigt Beth-Abara den Übergang am Jordan aufgesucht, wo ausgerechnet die meisten Menschen vorbeikamen. Ein Wegweiser darf sich nicht verstecken. Wir sind daher immer exponiert. Der Blick fällt auf uns.

Ein Wegweiser muß lesbar sein. Bitten wir um die Gnade, daß wir für die Menschen lesbar sind, daß wir die Sprache der Zeit sprechen und die Wahrheit der Ewigkeit. Daß wir die rechten Worte finden, den rechten Kontakt. Daß wir nicht in Geheimzeichen unsere Botschaft aufmalen, wie es leider oft geschieht. Wir können uns den vornehmen Luxus der Unverständlichkeit nicht leisten, wir sind für die Menschen da (Wort des Theologen: über religiöse Dinge kann ich mit Kindern nicht sprechen ..). Die Gäste aus der Großstadt bei der Predigt des Landpfarrers, der diese Predigt eine ganze Woche vorbereitet hat“

Wegweiser dürfen sich nicht widersprechen. Jeder gerät ins Fluchen unter den Autofahrern, wenn die Weiser an der Straße und Autobahn nicht übereinstimmen. Wie ist das bei uns? Kann man das wirklich so leichtnehmen, wenn der eine in Selbstherrlichkeit erklärt: Handkommunion ist bei mir verboten, und der andere entsprechend dem allgemeinen Brauch in dieser Frage richtigerweise nicht den Kern des Christentums sieht? Wenn der eine suo jure et propria auctoritate die Einzelbeichte abschafft und Generalabsolutionen erteilt und der andere nach den Weisungen der Kirche, die hier allein Weisungen zu geben hat, das nicht tut? Wenn der eine sagt: Vorehelicher Geschlechtsverkehr ist in Ordnung, Hauptsache – ihr habt euch gern – und der andere erklärt, daß jede sexuelle Regung schwere Sünde ist? Wenn der eine sagt, daß zum Christsein Kreuz und Opfer gehört, und der andere darüber predigt, daß Opfer ein Blödsinn sei? Wenn der eine sagt – Christus ist von den Toten auferstanden – und der andere die Auferstehung ist nur ein Symbol dafür, daß die Sache Jesu weiterlebt ...? Hat es in der Kirche in den letzten Jahren nicht hie und da das gegeben, was man als Verkehrstafelskala bezeichnen muß? Wie richtig ist das erste Wort des neuen Kardinals von München: An erster Stelle steht die Wahrheitsfrage! Eben weil wir Wegweiser sein müssen in einer desorientierten Welt. Darum wird die Kirche falsche und widersprüchliche Wegweiser auch wieder entfernen müssen.

Wegweiser müssen fest verankert sein. Sturm und Föhn darf ihnen nichts ausmachen. Sie müssen tief im Fundament Gottes verankert sein. In der Frömmigkeit und im Vertrauen und in der Führung des Heiligen Geistes.

Wegweiser brauchen die Aufsicht einer Straßenverwaltung. Ich bin als Straßenschild nicht einfach meine Privatklame. Ich stehe auf einem Platz, der nicht mir gehört, ich trage eine Botschaft, die mir aufgetragen ist. Ich bin nur als Mann der Kirche tauglich und sonst nicht.

Wegweiser müssen gerade stehen: Der schiefe Wegweiser zeigt in die Irre. Das Ringen um sittliche Linie und persönliche Treue ist keineswegs eine Privatsache des Priesters. Die Botschaft ist von seinem persönlichen Stehn nicht so leicht zu trennen. Wenn unser Leben schief ist, führen wir in die Irre. Wegweiser müssen darum aus einem einigermaßen gesunden Holz sein. Seelische Gesundheit, das Gebet des Spirituals um den „Normalen“ ...

Die Verantwortung im Wegweisersein als Priester muß uns als Einzelne und als Team der Kirche wieder neu ergreifen, aber auch das Bewußtsein der Rolle, die wir uns nicht anmaßen, sondern mit der uns Christus der Herr in diese heutige Welt, in dieses Jahrhundert schickt, in dem der Besitz von Zielvorstellungen und das Leben in einem großen Ordnungsgefüge, die innere Beheimatung und das große letzte Ja zum Dasein zum kostbarsten Besitz geworden ist.

4. Der Priester – Mann der Tiefe

Gerade weil wir in einer leeren, verwirrten, erschütterten, veräußerlichten, im Augenblick versponnenen Welt stehen, müssen wir heute um persönlichen Tiefgang bemüht sein. Und gerade weil es so etwas gibt wie den Überdruß am Vordergründigen, weil es so etwas gibt wie eine tiefe Sehnsucht nach dem bergenden, dem tröstenden Geheimnis, müssen wir selbst immer wieder in diesem Geheimnis geborgen sein. Sie alle, liebe Mitbrüder, haben ihre persönlichen Gebetserfahrungen, Sie alle wissen um Stunden, in denen Sie zutiefst angerührt waren, Sie wissen um Augenblicke des Betens, in denen Ihnen viel aufgegangen ist, in denen Entscheidungen geboren wurden, Stunden, zu denen man zurückkehrt wie zu schönen Erlebnissen, Sonnenaufgängen auf den Bergen, Gipfelstunden ... Wir sollen zu solchen Erlebnissen zurückkehren wie zur „ersten Liebe“ (Offenbarung), wir sollen beim immer neuen Ablauf zum Beten auf unsere positiven Erfahrungen zurückgreifen. Sie wissen auch um die Bedeutung der treuen Gebetsvollzüge, um die Bedeutung von selbstverständlichen Gebetsvollzügen, die man auch auf sich nimmt, wenn man nicht besonders in Stimmung ist und wenn – um es menschlich zu sagen – nicht „gar so viel herauschaut“. Ich brauche nichts zu sagen über die Rolle des Gebets in unserem Leben. Aber Besinnungstage sind nun einmal die Stunde der Aktivierung, und da mag es vielleicht gut sein, sich gewisse Grundgesetze des persönlichen Betens, in dem ich allein vor Gott stehe, in Erinnerung zu rufen.

Das Erste – das vielleicht früher nicht so viel Schwierigkeiten gemacht haben mag – ist das ruhig werden. Vielleicht haben Sie als Ordensleute einen schnelleren Zugang zur beata solitudo, weil sie doch gerade im Stift ein gewisser sakraler Rhythmus und ein Ordnungsgefüge umfängt, aber die meisten von Ihnen sind ja mitten in der Tätigkeit und das Dasein unterscheidet sich dann praktisch nicht sehr viel vom Weltpriester. Ruhig werden, zu sich kommen, hier dürfte man sich von der ganzen Welle der Meditation, die durch die Zeit geht, ein wenig ergreifen lassen, ja, man könnte auch die Erfahrungen der weiten Welt in etwa einbauen, wenn man sich auch nicht einbilden soll, man könnte fernöstliche Rezepte kochen. Aber es ist einfach gut, in die stille Kirche hineinzusitzen (der Priester sollte dort auch hie und da aufkreuzen, wenn kein Gottesdienst ist, und ein betender Priester wäre vielleicht ein besseres Zeugnis als immer der redende), den Lärm der Straße und der Menschen nur mehr wie ein fernes Summen zu hören, und dann die Wellen der Seele ausrollen zu lassen wie die müden Brecher der Brandung am Flachstrand. Gar nicht so aufgeregt sich „zu konzentrieren“, eher sich innerlich fallen zu lassen. Haben wir vergessen, daß alle Religion eine aktive und eine passive Seite hat – und daß die passive notwendigerweise die Tiefere ist. Daß ich nicht bewege, sondern bewegt werde, daß ein anderer der erste ist, und ich der zweite bin? Wie hat die alte Scholastik gesprochen von der *potentia oboedientialis*, von der Fähigkeit Impulse zu empfangen? Darf beim Beten, beim tiefinnerlichen Beten nicht auch zunächst ein Warten dabeisein? Vielleicht ist es manchmal sogar ein Warten umsonst. Muß beim echten Beten – wie bei allem Menschlichen – nicht auch so etwas wie eine Frustrationstoleranz dabeisein, das Erleben des Nicht-Gelingens, des Trockenbleibens, der müden Flaute? Versuchen wir also gelassen zu werden, das ist das Erste.

Das Zweite wäre dann das Hinhorchen.

Vielleicht muß man dabei von einer Tatsache ausgehen und sie sich wieder so recht bewußt machen: Hinter allem steht Gott. Hinter allem steht seine Fügung und seine Zulassung. Und er steht hinter allem, auch hinter den scheinbar kleinen Dingen und Geschehnissen meines Lebens. Und darum spricht er zu mir auf tausend Weisen, manchmal offener, manchmal verhüllter.

Er spricht zu mir durch die Ereignisse, die Begegnungen, die angenehmen und ebenso durch die dunklen, die ich im lauten Alltag lieber verdränge, die aber gerade in der ruhigen Stunde aufsteigen: eine kleine Enttäuschung, ein Ärger, ein Mißerfolg, eine Peinlichkeit, eine Blamage, die Begegnung mit einem drückenden Leid, eine ausweglose Situation, der erschütternde Einblick in familiäre Verhältnisse, ein Krankenbett, eine Einsamkeit ... Es kann

auch die beglückende Begegnung mit einem guten Menschen sein, eine Freundlichkeit, eine Hilfe, ein Wort, ein Brief. Es kann ein Buch sein oder ein Bild. Durch alles spricht Gott. Es kann ein Appell an das Gewissen sein, oder eine aufsteigende Vorfremde. Gott kann noch deutlicher zu mir sprechen durch einen seelsorglichen Auftrag, durch sein Wort in der Schrift, durch ein Zeile aus dem Evangelium, durch einen Psalmvers, durch seine Gegenwart in der Eucharistie, durch das Leid seiner Kirche. Das alles kann in dieser ruhigen Stunde durch meine Seele ziehen. Es kann auch mein Unvermögen sein, und meine Schuld, mein Inkonsequenz und meine Bequemlichkeit. Durch alles kann Gott zu mir reden. Ich muß nur mit einer gewissen Erwartung und Geduld hineinhorchen in mein Leben und meinen Lebens- und Aufgabenkreis, hineinhorchen mit der Erwartung, daß mich sein Geist erleuchten kann. Und so wie ins große Meer alle Ströme und Bäche hineinmünden, so soll auch alles aus meinem Leben hineinrinnen in das Meer des unendlichen Gottes, die klaren und die trüben Wasser. Wir brauchen alle von Zeit zu Zeit diese Stunde. Hinhorchen auf das Rufzeichen des großen Senders im Hintergrund, der die tausend Stimmen des Vordergrunds übertönt.

Das Dritte wäre: Stehenbleiben und Beten. Dort stehen bleiben wo ich irgendwie bewegt oder angesprochen bin, dort wo ich mich getroffen fühle, wo ich innehalte, sei es bei etwas Dunklem oder Hellem. An sich ist ganz gleich, was mir den Anlaß bietet, die Sorge für die Jugend oder ein eigenes Versagen, der Erfolg oder die Blamage – es ist ganz gleich, durch welche Lücke im Zaun des Lebens ich in das ewige Geheimnis der Liebe hineinschaue: Aus einer Situation ein kurzes, einfaches, ehrliches, unmittelbares, direktes, vertrauensvolles Gebetswort formulieren: Herr, ich vertraue Dir! Du kannst alles! Wie Du willst! Segne mich! Ich danke Dir! Nur dieses kleine Wort wiederholen, ruhig einmal ein wenig Askese an Worten halten, nur dieses kleine Wort, in dem meine ganze Existenz, mein Leben, mein Auftrag, meine Rolle liegt. Und große, ruhige Pausen lassen. Aber eines ist wichtig: Ganz direkt zu Ihm reden: Wie es im Alten Testament von Moses heißt: Er redete mit Gott wie ein Freund zu seinem Freunde spricht. Diese Seite, die Begegnung mit dem unendlichen Du, das ist's, was so viele Meditationskünste unserer Zeit eben nicht kennen. Vielleicht kann es dazu kommen (es genügt, wenn das hie und da so geschieht), daß ich gar nichts mehr sagen muß, sondern daß einfach die Haltung des Urvertrauens in mir aufsteigt. Und damit, glaube ich, sind wir zutiefst beim Wesen dessen, was man Religion nennt, angelangt. Zu der Botschaft solcher Stunden im Leben können wir immer wieder zurückkehren.

Diese Art von Beten kann natürlich auf andere Weise genau so erreicht werden. Wer in den Rosenkranz eingedrungen ist, und sich vielleicht die Geheimnisse selbst formuliert, wird mit dieser Art von Beten in dieses Urvertrauen münden. Aber eines ist sicher. Das Beten, das mein priesterliches Leben und Wirken in Gott integriert, ist der bedeutendste Vollzug meines Lebens.

Was hat es für eine Bedeutung:

- a) in ihm wird jene Beheimatung Wirklichkeit, die heute der größte Verlust und die größte Sehnsucht des Menschen ist.
- b) Das Gewinnen einer gewissen Distanz zum Dasein, die zu den Grundforderungen des Neuen Testaments für den Christen gehört, die auch ein gewisser Beitrag, ja eine notwendige Voraussetzung zur inneren Freiheit ist. Man steht manchen Ereignissen einfach gelöst gegenüber, es ist wie die Gipfelstunde über der lauten Stadt. Und dieses Distanznehmen und In-den-richtigen-Dimensionen-Sehen ist eine notwendige Komponente innerer Freiheit.
- c) Diese Stunde des Betens verfestigt mich immer mehr in der Wahrheit, daß Gott der Erste ist, und wir die, die antworten. Wir überschreiten damit die verhängnisvolle Anthropozentrik, die zum Grundton dieses Säkulums gehört.
- d) Und schließlich: Wer betet, kann nicht verlorengehen. Das ist Glaubenswahrheit vom Rang eines Dogmas.

Darum öffnen wir uns der Gnade des Betens in den Tagen der Besinnung. Wenn nicht mehr geschehen wäre, als ein paar gute Stunden Gebet, dann ist schon sehr viel geschehen. An den Priester unserer Zeit ertönen unzählige Appelle: Versuche ein Mann der Tiefe zu sein!

5. Priester – Mann der Buße

Zu jeder Besinnung, die meine Existenz anrühren soll, gehört auch die Auseinandersetzung mit der Schuld. Und vielleicht kommen wir uns zunächst in keinem Bereich unzeitgemäßer vor wie in diesem: Von Schuld will unsere Welt nichts wissen. Schuld wird an jeder Türe verleugnet. Schon das Kind wird oft und oft mit seinen Schuldgefühlen, mit denen es nichts anzufangen weiß, und die es noch nicht zu unterscheiden weiß, allein gelassen. Schuld scheint doch kein Thema zu sein. Sie wird aufgelöst – psychologisch als „Komplex“, soziologisch als milieubedingt oder als Erfindung der geistigen Herrscher, wie der Kirche, mit Hilfe der man Abhängigkeiten erzeugt. Ist nicht etwas vom schwierigsten in der Seelsorge, zum Beispiel jungen Menschen Sinn und Notwendigkeit des Beichten zu erklären. Haben nicht sogar Geistliche und Theologen an diesem Sinn und der Notwendigkeit gezweifelt? Sucht man nicht krampfhaft nach etwas angenehmeren und weniger direkten Formen der „Erledigung“ dieser Seite des christlichen Lebens, die – das ist nicht zu leugnen – irgendwie doch dazugehört?

Es ist, so glaube ich, nicht überflüssig, bei Besinnungstagen für Priester die Sinnhaftigkeit des Vollzuges der Buße wieder einmal zu bedenken – für uns, und für die anderen. Und ich möchte gleich hinzufügen – auch in diesem Bereich ist es so, daß gewisse Erkenntnisse der modernen Humanwissenschaft uns wunderbare Dienste leisten. Der Geist Gottes fährt in alle toten Winkel der Zeit.

Da ist zunächst einmal eine Erkenntnis:

1. Jedermann hat Schuldgefühle. Vom dritten Lebensjahr an ist kein Mensch davon verschont. Der Mensch ist ein Wesen, das auf Wert und Norm angelegt ist, und deshalb reagiert er instinktiv auf eigene Störung der Ordnung und dessen, was man von ihm erwartet, mit Schuldgefühlen. Sie sind zunächst undifferenziert, dumpf, das Kind weiß noch nicht zu unterscheiden zwischen wirklichem Verschulden und den Folgen eines Ungeschicks. Schon in diesem Alter kann ein liebevolles Eingehen der Mütter auf das verstörte Kind jenen Prozeß einleiten, den wir als reife Form der Schuldentlastung kennenlernen. Die Urerfahrung „Schuldigwerden – Bereuen, Verzeihung bekommen – neu anfangen“ ist für das Kind außerordentlich wichtig. Aber das Kind entwickelt schon unbewußte Formen der Schuldentlastung: Es versteckt sich, geht auf Tauchstation, verwischt die Spuren, erzählt wortreich von den schlimmen Taten anderer Kinder, lenkt die Aufmerksamkeit der Erwachsenen auf andere Dinge, zeigt manchmal auch Geständniszwang: Es ist erst froh, wenn es was abbekommen hat ... Alle diese Mechanismen wachsen sich zu dem aus, was man später die unreifen Formen der Schuldentlastung nennt.

2. Jedermann betreibt Schuldentlastung. Alle Welt tut das und hat das immer getan. Deshalb, weil es meist in verborgenen Formen geschieht, ist es nicht weniger häufig. Und es gibt zur Schuldentlastung nur eine Alternative: Entweder macht man reife Schuldentlastung oder unreife – etwas drittes gibt es nicht. Entweder stellt man sich den Fragen im nüchternen Lichte des Bewußtseins, des Gewissens – oder man verdrängt sie ins dumpfe Unbewußte und Unterbewußte, man weicht aus, und versucht das dumpfe Unbehagen durch irgendwelche Manöver auszugleichen. Entweder klärt der Mensch, oder vernebelt der Mensch. Schauen wir uns zunächst die unreifen Formen der Schuldentlastung an. Sie sind für uns gleichzeitig so etwas wie eine Gewissenserforschung.

3. Die unreifen Formen der Schuldentlastung

a) Ablenken: Flucht in den Lärm, die laute Welt ist zum Teil damit zu erklären, die hektische „Zerstreuung“. In der Stille steigt ja auch die „dunkle Wolke“ auf – und davor fürchtet man sich (Don Giovanni). Die Flucht in das Vergnügen, in den „Betrieb“, auch in die Arbeit, in die Leistung – ist manchmal Schuldentlastung. Man will etwas nicht hochkommen lassen, und macht es wie die alten Chinesen, die die Dämonen mit Lärm vertrieben haben ...

b) Abschieben: Man versucht, beim anderen möglichst viel Schuld zu entdecken. Man projiziert unbewußt die eigenen Schuldkomplexe auf andere. Hinter einer überstarken Kritik,

hinter dem Dauervorwurf und der Daueraggression gegen die „Gesellschaft“ und die „Kirche“, hinter der akzentuiert negativen Bewertung der Mitmenschen steht sehr häufig die eigene Schuldentlastung als treibende Kraft. Auch in der Kirche: Ich darf aus sehr konkreten Erfahrungen sagen: Das Abnehmen von echten Bußvollzügen verhält sich proportional zum Anwachsen innerkirchlicher extremer Kritik und Aggressionshaltung. Schuldentlastung wird Antrieb für die Liebe zum Skandal, zur haßerfüllten Aggression, ist der tiefenpsychologische Hintergrund zu allen Formen des Tratsches, der Freude am Negativen. Schauen wir nur einmal wie Presse und Fernsehen von dieser Freude am Negativen leben. Das dick aufgetragene Brutale und Böse läßt mit Erleichterung den eigenen Kopf schütteln: „Na, was es für Menschen gibt“ ...

c) Aufteilen: Zulliger hat die Schuldentlastungsstrebung als wesentlichen Motor zur Bandenbildung erkannt und nachgewiesen. Das Finden von Mittätern oder Gesinnungsgenossen stellt eine Entlastung dar. Geteilte Lumperei ist halbe Lumperei. Vielleicht kann damit auch das Faktum erklärt werden, das uns schon in einer Schulklasse auffallen kann: Die Spitzbuben finden sich sofort, wie wenn sie ein geheimes Radar eingebaut hätten. Das Negative organisiert sich von selber, das Positive nicht. Die Rockerbande braucht keine Werbung, aber die katholische Jugendgruppe. Hierin liegt auch eine gewisse Dynamik des Bösen, die uns oft überrascht und bestürzt. Hier liegt ein tiefer Grund für die Dynamik der Verführung. Das Gute tendiert eher zur Ruhe, das Böse zur Unruhe. Siehe die Aktivität der Feinde Jesus und die schlafenden Jünger.

d) Abwaschen: Das Reinigungstheater. Das Macbeth-Syndrom. Die verdächtige Putzwut, pathologische Formen, neurotische Waschwänge. Siehe die Geste des Pilatus. Auch eine gedankenlos-mechanisierte Beichte könnte zum magischen Abwaschritus werden, wenn hinter diesem Vollzug gar keine persönliche Auseinandersetzung stünde.

e) Zerreden: Ein besonderes Faible des Intellektuellen in Richtungsunbewußte Schuldentlastung. Man versucht das Thema „Schuld“ wegzudiskutieren, wegzupsychologisieren. Hinter der ganzen Welle der moralischen Tabubrecher steht sehr oft dieser Antrieb (Spiegel). Es ist interessant, daß die drei lautesten Verteidiger des liberalisierten Ehrechtes in Österreich, die mit Artikelserien und Vorträgen und Diskussionen höchst aktiv sind, alle eine Freundin haben. Die laute Zustimmung zu sexuell-liberalen Tendenzen (Fall Kripp) in der sogenannten Gesellschaft geht sicher zum Teil auf unbewußte Rechtfertigungsvorgänge zurück.

Selbstverständlich geschieht das dann mit einem großen Aufwand an Rationalisierung, an „wissenschaftlichen Begründungen“ usw. Schuldentlastung dürfte wirksam sein bis hinein in die theologischen Sensationsprodukte (Holl) der letzten Jahre. Schauen wir auf uns!

4. Die reife Form der Schuldentlastung

Am Beispiel des Mannes in der Beichte.

Hier geht es nicht um das Verdrängen, sondern das Erkennen.

- a) Stillwerden
- b) Distanz einnehmen: Freiheit!
- c) Einsehen, Klären (auch echte und unechte Schuld)
- d) Bereuen: Kann der Mensch eigentlich nur, wenn er irgendwo liebt.
- d) Gutmachen: Motivation einer bewußten Aktivität
- f) Verzeihung erbitten und Verzeihung erhoffen

Gerade dieser letzte Akt zeigt auch deutlich die Grenzen einer rein menschlichen Form der Schuldentlastung, so wertvoll sie sein mag. Ich habe unter Umständen gar niemanden, der mir verzeihen könnte ...

5. Die Schuldentlastung und der sich offenbarende Gott

Die Heilige Schrift: Schub und Metanoie bezeichnet im Alten und Neuen Testament genau das, was man als reife Form von der Schuldentlastung ansprechen muß. Christus hat nie einen Zweifel darüber gelassen, daß er diesen Vollzug zu den fundamentalen

Voraussetzungen seiner Nachfolge rechnet und daß er dieses Umdenken zu den höchsten menschlichen Leistungen zählt. So im Gleichnis vom verlorenen Sohn, so im Wort über den Sünder und die Freude darüber im Himmel, so in seinem ganzen Verhalten. Wer diesen Versuch macht, dem begegnet Christus mit äußerster Diskretion und einer überströmenden Güte. Immer wieder wird das Fest gefeiert, immer wieder, auch nach seinem Heimgang, im wunderbaren Sakrament. Die reife Form der Schuldentlastung oder der Versuch dazu – das ist die menschliche Seite des Sakraments. Ich brauche nicht bei einem quälenden Gespräch mit meiner Schuld zu bleiben, und mit all dem, was diese Auseinandersetzung immer offen lassen muß – ich darf mich überfluten lassen von der göttlichen Barmherzigkeit.

Es ist klar, daß zuallererst wir selbst, wir Priester, die unreifen Formen vermeiden müssen, entdecken, entlarven, erkennen müssen. Wir müssen Männer der Buße sein, es gibt keinen Appell an das Erwachen des Gewissens der Gläubigen, wenn wir selbst nicht ernst zu machen versuchen.

Wenn wir durch die theoretische Einsicht und den eigenen Vollzug, so gut wir's eben können, das Wesen der Umkehr und des Sakramentes besser erfassen, dann können wir es auch verständlich machen. Es ist nicht so schwer verständlich zu machen, daß die Form der Gesprächsbeichte der Sache am nächsten kommt. Es ist nicht schwer zu erklären, daß alle Formen der Kolchosierung der Beichte, die mit weltmännischer Eleganz ins Spiel gebrachte angenehme Form der Generalabsolution, die Ablehnung der personalen Form, des wirklichen Sagens und Bekennens, einen viel größeren Vorschub zur Verdrängung leistet. Daß die Kirche daher auch anthropologisch völlig recht hat, wenn sie Generalabsolution für ganz bestimmte Situationen und Notwendigkeiten reserviert, daß sie auch ganz recht hat, wenn sie sagt: Wenn Du nicht wenigstens einmal im Jahr versuchst, die reife Form der Schuldentlastung zu machen, dann wirst du dich schwer tun, ein Christ zu bleiben, denn von Natur aus verdrängst du das alles auf tausend Weisen ...

Und schließlich muß uns als Priester ganz besonders dämmern, was für eine ungeheure Belastung der anderen, der Umgebung, der Gesellschaft, der Kirche jede unreife Form der Schuldentlastung ist: Das Abschieben und Aufteilen, alle Formen von Ablenkungsmanöver. Es ist kein Zweifel: Die ungelöste Schuld ist ein Dämon der Menschheit, ist Dynamit der Geschichte (Hitler, Mao, Baader-Meinhof, Vorgänge in der Kirche). Auf der anderen Seite ist die gelöste Schuld ein Engel der Menschheit – jedes Heiligenleben erzählt davon.

Herr, laß uns diese Dämonie und diesen Segen zutiefst erfassen, laß uns auch erkennen, was für eine gewaltige Bedeutung das alles für unser konkretes Leben als Priester hat.

6. Priester – Mann der Treue

Der Anthropologe Scherer hat in seinem Werk „Anthropologische Aspekte der Sexwelle“ einen Begriff geprägt, der das Verhalten vieler Menschen auf diesem Gebiet und im gesamten Lebensbereich prägt: **Momentanismus**. Die Verfallenheit des Menschen an den Augenblick, an das *hic et nunc*. Dieses Aufgehen im Augenblick, dieses Kleben am Momentanen ist ein uraltes heidnisches Programm, das „*carpe diem*“, Pflücke den Tag, ernte, bevor es zu spät ist, das Evangelium des Anakreon und der Hedonisten.

Was bedeutet der Momentanismus als Lebenshaltung?

Nun, er ist eine Einbuße an Horizont, zunächst im Bereich des Geistes, der Schau, der Erkenntnis: Die Verdunkelung und Abwendung von der Vergangenheit: Der Verlust der Tradition. Und dabei hat die Verhaltensforschung überzeugend nachgewiesen, daß der Mensch ohne Tradition kein Mensch sein kann. Das Tier hat Instinktraster, die in dumpfer Automatik das lebensgerechte Verhalten sichern. Der Mensch hat das nicht, er muß aus Horizonten leben, muß Erfahrungen bergen und überdenken und verwerten, auf allen Bereichen des Daseins Traditionsverlust – eine der Todsünden der zivilisierten Menschheit. Die Tabubrecher und Traditionszerstörer, die Spötter über das Überkommene und alles Konservative sind in ihrer Hohlheit viel rascher entlarvt worden, als es zu erwarten war. Auch in der Kirche kann man in den Antiquariaten jetzt die Protestliteratur der vergangenen Jahre recht billig erhalten. Was ist es für ein Verlust, wenn Theologen kaum noch bemüht waren, ihr Schiff im großen Strom der zweitausendjährigen Kirche zu halten, und in allen möglichen Sümpfen herum paddelten (ein Blick auf die benützte Literatur eines Werkes sagt meist schon genug). Abgesehen von allen dogmatischen Überlegungen, von der Desavouierung des Heiligen Geistes und seines Wirkens – abgesehen davon ist es schon menschlich eine Verarmung, so zu tun, als sei man der erste Mensch mit grundlegenden Erkenntnissen. Der Momentanismus ist aber auch gekennzeichnet durch Blindheit für die Zukunft. Der Mensch denkt nicht an Folgen und Konsequenzen. Die Wohlstandswelt führt täglich – nicht nur im Sexualbereich, diesen Momentanismus vor: Das Nichtbedenken dessen, was als notwendige Folge später kommt.

Momentanismus ist aber auch mit Folgen für den sittlichen Bereich verbunden: Hier zeigt sich eine Einbuße an Bindungsbereitschaft des Menschen. Er kann sich kaum entschließen, sich auf längere Zeit oder gar für ein Leben zu binden. Wir denken jetzt, wie sich diese sittliche Schwäche auf die Ehe auswirkt, auf das Gelübde, auf den geistlichen Beruf, auf die Einordnung in den Dienst einer Gemeinschaft. Das menschliche Leben verliert an Kontinuität, an Größe, an Hingabe. Ein menschliches Leben ist nur garantiert, wenn der Mensch bereit ist, sich vielfach zu binden. Wenn der Mensch bereit ist, die kleinen Frustrationen zu tragen, um die großen Werte zu verwirklichen. Wer die kleinen Frustrationen des Augenblicks scheut, wer das unangenehme Jetzt nicht ertragen kann, der wird der großen Frustration nicht auskommen, er wird die Erfüllung nicht finden. Gehlen hat einmal gesagt, daß jede gesunde Gesellschaft notwendigerweise die Elite durch Verzicht brauche. Er sagt das nicht aus einem christlichen Denken heraus, nur aus der Erfahrung des Soziologen. Der Gewinn an Bindungsbereiten aus motiviertem Verzicht ist ein Gewinn für das Zusammenleben der Menschen. Wieviel mehr gilt das für die Kirche!

Aus dem um sich greifenden Momentanismus müssen wir einen verstärkten Appell zu einer unmodern klingenden Tugend heraushören: zur **Treue**.

Über die Treue müssen wir ein wenig Besinnung halten. Sie hat nicht sehr viel Geltung, manchmal auch nicht in der Kirche. Man hat als einziges Zeichen des Lebendigen Initiative, Innovation, Veränderung, Neugestaltung, Bewegung angesehen. Das Alltägliche, Gewöhnliche, das sich Wiederholende, im Grunde Gleichbleibende, Brauchtumsmäßige, Selbstverständliche ist eher einer gewissen Verachtung preisgegeben. So hat z. B. so mancher Jugendliche auch von geistlicher Seite zu hören bekommen, es sei natürlich gar nicht wichtig, am Sonntag in die Kirche zu gehen, und überhaupt nur so aus Brauch zu gehen sei eigentlich

falsch, man müsse mit Überzeugung und Ergriffenheit bei der Sache sein, sonst werde das alles eine Heuchelei; im Verein mit den Gemeinplätzen über Sonntagskirchengeher wurde sehr oft dieser Wert abgebaut. Eine „tolle“ Jugendmesse, eine umwerfende Meditationsstunde sei „viel richtiger“, „echter“, „wesentlicher“ ...

Was sagt dann eigentlich die Verhaltensforschung zu dieser Frage? Nun, man könnte sagen, zum Lebensgesetz alles Lebendigen gehören offenkundig zwei Elemente:

Das eine ist das der Eigenbewegung, der Initiative, der Spontanität, des Nicht-ganz-Konformen, des Eigenständigen. Je höher das Leben emporsteigt, um so mehr nimmt auch diese Möglichkeit zu, bis sie in der teilweisen Selbstbestuerung des Menschen einen Höhepunkt erreicht, den wir Freiheit nennen.

Aber es gibt noch ein zweites Element des Lebendigen: Und das ist der Rhythmus, die Wiederholung, die Selbstverständlichkeit, die vorgezeichnete Bahn, die Gewohnheit, der immer wiederkehrende Vollzug. Alles Leben braucht dies. Schon die Pflanze will ihren Platz, und nicht dauernde Ortsveränderung. Wie uns die Verhaltensforscher und nicht dauernde Ortsveränderung. Wie uns die Verhaltensforscher sagen, ist das – sogenannte „wilde“ Tier in äußerst starkem Maß an Rhythmen und wiederholende Vollzüge gebunden – jeder Jäger weiß das. Unterbricht der Mensch diese Vollzüge gewaltsam (Lorenz, Entenversuch), so reagiert das Tier verstört, ja man könnte sagen „neurotisch“, eine Unterbrechung der Lebensrhythmen kann ohne weiteres zum Tode führen. Und wie ist das beim Kind: Das Kind hat ein Grundbedürfnis nach Rhythmus. Kinder, die unrhythmisch gefüttert, Schlafen gelegt usw. Werden, zeigen schwere Störungen, so wie sie gestört sind, wenn sie gar keine freie Betätigung haben dürfen. Das Kind entwickelt ganz spontan ein Schlafen-Geh-Ritual, das für seine Beruhigung seine innere Geborgenheit von größter Bedeutung ist. Nun bleibt diese Bindung an den Rhythmus bei uns allen konstitutiv. Und weil Religion genau so ein Lebensvollzug wie jeder andere ist, unterliegt auch das Leben des Glaubens mit diesem Gesetz von der Freiheit und dem Rhythmus. Aber eine Religion, die nur in Formen von „Anfällen“ da ist, wird im Menschen niemals das zeugen, was er in der Religion eigentlich zutiefst ersehnt: Den inneren Frieden, die Beheimatung, die Geborgenheit, das Wissen um den festen Boden unter den Füßen, das „Feststehen im Glauben“. Gerade diese Seite des religiösen Lebens kann nur wachsen wenn es Rhythmen, launenunabhängige Selbstverständlichkeiten, in meinem Leben gibt, so da sind Messe und Brevier, Gebetsformen, Zeiten der Besinnung, die wiederkehrende Wallfahrt, das Feiern der kirchlichen Feste – wie goldrichtig hat sich das alles entwickelt – und auf dieser Basis des vielen Selbstverständlichen kann dann die Freiheit ihr eigenes, wunderbares Spiel treiben, die persönliche Gestaltung und Form des Lebens und Betens, die Schwerpunkte der priesterlichen Tätigkeit, die bei jedem anders sind, die individuelle Note, die Initiative und die neuen Wege: Aber die kühnen Zieraten des gotischen Doms, die Stukkatoren des Rokoko – sie alle brauchen schlichte, unscheinbare, gleich-behauene Steine, die sie tragen. Liebe Mitbrüder, die Verhaltensforscher singen ein Loblied auf die Regula, die selbstverständlichen Vollzüge der Treue, zu denen man einmal Ja gesagt hat und die man durchhält. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß der Rhythmus im Leben eine ganz gewaltige Entlastungsfunktion hat. Nur auf der Basis von Gewohnheiten kann übrigens ein höheres sittliches Leben entstehen.

Verstehen wir nun, daß z. B. ein Leben als Ordensmann, ein Leben in Treue zur Regel – ein großer Dienst an der Welt und an der Kirche ist – und an sich selbst? Verstehen wir, warum aller Geist, der aufgeblüht ist in der Kirche, dann weiterzuströmen begann, wenn er in die Regel gefaßt wurde, und daß ein Fluß, der ein Bett hat, eben auch dann nicht versiegen muß, wenn eine Zeitlang wenig Zufluß ist – aber ein Fluß ohne Bett verliert die Strömung, verzweigt und verzettelt sich in unzähligen Mäandern, versumpft und versickert. Hier liegt die Kraft der alten Orden, und jetzt schon scheint sich in dieser Krisenzeit der Kirche das zu bestätigen.

Es geht uns allen gleich, wir erleben das Schalwerden der täglichen Dinge, wir erleben die Mühle, und manchmal sogar so etwas wie scheinbare Sinnlosigkeit. Große Heilige haben das

erlebt. Und trotzdem müssen wir heute das Zeugnis der Treue, des Aushaltens, des Bleibens, des Beharrens geben, und der Gläubige und die Welt von heute braucht dieses stillste und unscheinbarste aller Zeugnisse.

Wir wiederholen im täglichen Gebet und im liturgischen Gebrauch tausendmal ein Wort, das uns an das Bleiben, an die Treue erinnert. Amen. Amen = Feststehen, bleiben.

Ps 101,6: Meine Augen suchen die Treuen im Lande, daß sie bei mir bleiben ...

Treue als das Magnum Dei Donum, das große Geschenk Gottes. Das Geschenk der endlichen Beharrlichkeit.

An unserem Grab soll man sagen können: fidem servavit.

7. Priester – Mann der Hoffnung

Es ist kein Geheimnis, daß der Mensch von heute das braucht und sich auch nach dem sehnt, was man Beheimatung, Halt, Trost, Aufmunterung nennt. Es gibt ja gerade in einer Wohlstandsgesellschaft eine ständig wachsende Zahl seelisch und psychisch belasteter Menschen. Das Leid schlägt sich nach innen. Darum will er letztlich auch in der Kirche das finden, was ihm eine wirre Welt versagt: Die Hoffnung. Die Sehnsucht danach ist so groß, daß ein Philosoph unserer Tage, der aus dem Atheismus kommt, ja vom „Prinzip Hoffnung“ redet, trotzdem in einer weltimmanenten Wertordnung das eine recht schwierige Sache ist. Darum darf auch die Kirche nicht nur mit dem Image des Moralpredigens und des Jammerns über die Verderbnis dieser Zeit auftreten. Es kann das manchmal auch damit zusammenhängen, daß viele Führende in der Kirche alternde Menschen sind, und wenn sich jemand nicht einen tiefen Sinn für wahre Jugendlichkeit bewahrt hat, dann kann es leicht sein, daß er mit dem Erinnerungsoptimismus vergangene Zeiten verklärt und gegenwärtige verdüstert. Denken wir nur an das schnelle Urteil über die „heutige Jugend“: Schon auf einem ägyptischen Text vor 4600 Jahren jammert einer, daß die heutige Jugend nichts mehr taugt ... und dieses Lied wird durch die Weltgeschichte immer weiter gesungen. Wir dürfen also nicht in diese Bahn geraten, wenn wir auch hie und da so etwas wie einen Ekel vor allen Verdrehungen und Verrücktheiten und Belastungen und Irrwegen verspüren werden. Wir müssen als Priester Menschen der Hoffnung sein, jugendliche Menschen, denen immer das Wort des Herrn im Ohr bleibt: Du aber stärke Deine Brüder!

Vielleicht beginnen wir unsere Consideratio über die Hoffnung mit dem eben genannten Wort: Jugend, Jungsein, Jungbleiben. Wer heute zu Priestern spricht, redet immer vor einem beträchtlich hohen Prozentsatz alternder Menschen. Darum ist es besonders wichtig, einmal festzustellen, daß Jugendlichkeit beim Menschen keineswegs einfach eine biologische Frage ist, eine Frage der Jahresringe, des Zellenzustandes, des Haarpigments und der Hautfalten. Hier unterscheidet sich eben Mensch und Tier. Es gibt beim Menschen zwanzigjährige Greise und sechzigjährige Jugendliche – das begegnet uns oft genug. Der Grund liegt darin, daß der Mensch eben auch von einer Schicht bestimmt wird, die nicht einfach dem Biologischen blind unterworfen ist.

Was ist also das Geheimnis von Jugendlichkeit, von Jungbleiben? Vielleicht könnte man sagen, rein menschlich gesehen liegt das im Vorurteil. Das ist natürlich ein negatives Wort, wir denken an Bücher wie „Vorurteil – Geißel der Menschheit“ oder „Auflösung von Vorurteilen im Erziehungsprozeß“ oder „Vorurteil und Erziehung zum Frieden“ ... wir verbinden also mit dem Wort „Vorurteil“ ganz negative Vorstellungen. Aber trotzdem: Jungsein liegt letztlich in einem im tiefsten Seelengrund des Menschen ruhenden Vorurteil, einem vor allen Überlegungen, Entscheidungen, Reagieren und Planen liegenden Ja zum Leben, zum Dasein, zu mir, zum anderen, zum Beruf, zur Arbeit. Dieses Ja – das ist das Vorurteil, das Jungsein begründet.

Wir haben ja das alle im Leben selbst schon erlebt, wenn man einem Menschen mit diesem grundsätzlichen Vorurteil begegnet – wie das wohl tut, wenn man das Gefühl hat: Der bejaht mich, gibt mir einen Vorschub an Vertrauen und Zutrauen. Im schulischen Bereich liegt in diesem vor aller Didaktik und Methodik liegendem Vorurteil das Geheimnis pädagogischen Erfolges. Dieses Vorurteil beflügelt, motiviert, steckt an, beschwingt, spornt an, gibt Selbstvertrauen und Freude. Dieses Vorurteil ist der Virus der Jugendlichkeit. Liebe Mitbrüder, wie sehr werden die Gläubigen spüren, ob wir dieses letzte Ja in unserem Seelengrund haben!

Man könnte dieses Vorurteil auch den positiven Affekt nennen. Die Bereitschaft, Werte zu verwirklichen, Werte wahrzunehmen. Thomas von Aquin hat das die *magnanimitas* genannt, die Gespanntheit des Geistes auf die großen Dinge.

Wir kennen ja auch das Gegenteil, den negativen Affekt, das tiefe Nein. Die Bereitschaft, Werte zu übersehen, Gutes nicht zu beachten, negatives Wahrzunehmen, aufzubauschen, ständig den Schaum der Kritik in der Schüssel zu rühren, Feindbilder zu malen und abzulehnen. Wer das als Grundstimmung hat – ist schon ein Greis, trotzdem sich diese Überkritik gern als jugendlich und progressiv ausgibt. Sie ist weder das eine noch das andere. Diese Lust am Negativen, die wir manchmal auch in kirchlichen Kreisen wahrnehmen, ist in Wirklichkeit eine Erstarrung, und aus der starren Puppe schlüpft rascher als man denkt der Spießer von Morgen (kein schöner Falter, eher ein Spinner).

Jungsein besteht im Ja-sagen-können, in der Offenheit zum Wert.

Warum fällt aber vielen dieses Ja so schwer? Sie würden mir sagen, da redet wieder einmal einer von der heilen Welt. Ist das Dasein wirklich so, daß es dieses Ja verdient? Schaukeln wir uns da nicht in eine optimistische Illusion hinein? Ist nicht tatsächlich vieles bedenklich in Welt und Gesellschaft, an Vorgesetzten und Untergebenen, an Zuständen und Institutionen, vom Vatikan bis zum Pfarrkirchenrat? Erhebt nicht das Böse überall sein Haupt? Natürlich ist das so.

Aber jetzt, liebe Mitbrüder, müssen wir eben innehalten. Unser positiver Affekt, unser innerstes Ja zum Dasein, unser großes Vorurteil ruht nicht auf etwas Optimismus und Gestimmtheit. Wir müssen immer wieder hören mit unserem Herzen, wie über dieser Welt und diesem Kosmos, diesem meinem kleinen Leben und diesem Menschen, über dem Kranken, den ich besuche und über dem Kind, das in der Schulbank vor mir sitzt eine Ewigkeit aufrauscht, die Ewigkeit des erlösenden Gottes. Diese ungeheure Dimension des erlösenden Gottes steht hinter allem, selbst noch hinter diesen armseligen Worten, hinter meinem armen Gebet, hinter dem Kelch, den ich in den Händen halte, hinter dem Wort der Schrift ... Und wenn Gott zu diesem Dasein sein großes Ja gesagt hat, wie könnten da wir Nein sagen?

Hier, im Licht des Glaubens, wird der positive Affekt, das Vorurteil zur christlichen Hoffnung, die ihren Anker in die Tiefen der Ewigkeit wirft.

Wie bei allem, gibt uns der Herr nicht nur seine große Verheißung, er schenkt uns auch in dieser Welt und in diesem Alltag schon Zeichen der Hoffnung.

Ich hoffe auch, weil ich sehe, daß das Gute lebt. Denken wir nur an das Erlebnis einer guten Familie. Das ist vielleicht eines der unscheinbarsten und doch großartigsten Zeichen der Hoffnung. Gute Mütter, gute Väter. Mitten in einer pornoverblödeten Welt eine wirklich gute Sexualerziehung. Das Gute ist wie ein Wunder. Geglückte religiöse Erziehung – wenn man so etwas erlebt, das ist mehr als ein Gottesbeweis – und vor allem, wenn man vergleichen kann – wie es in der Schule leicht möglich ist.

Ich hoffe auch, weil ich sehe, daß das leise Gute den längeren Atem hat als das laute Böse! Das Gute ist immer leise und ein wenig langsam. Das ist ja schon in der Natur so, daß die Zerstörung oft spektakulär sein kann, das Heilen der Wunden aber seine Zeit braucht in der Landschaft und an den Körpern. Die spektakulär-destruktiven Bücher mit den Bestsellerzahlen (Holl, Halbfas ...) – wie schnell sind sie doch weg! Ich habe mir abgewöhnt, sie besonders zu behandeln. Bis ich die Widerlegung ausgearbeitet habe, fragen die Studenten schon – Holl – was ist das eigentlich ...? (Vergleich Seiseralm) Wenn ich nun daran denke, was für eine Renaissance Bücher wie Guardini, Pieper, Newman usw. immer wieder erleben. Das Gute hat den längeren Atem.

Ich hoffe, weil ich sehe, daß es Werte gibt, die unwiderruflich bleiben. Das ist jetzt vielleicht ein besonderer Grund zum Hoffen, den der ältere Mensch dem jüngeren voraus hat. Das Erlebnis des Bleibenden. Es gibt gewisse menschliche Grundverhaltensweisen im sittlichen und im religiösen Bereich, die alle Moden und Mätzchen überdauern. Wenn ein Theologe ein gewisses Maß echter Frömmigkeit, persönlicher Demut und das entwickelt, was man Fleiß nennt, dann wird es nie ganz schief gehen. Die Eigenschaften, die die Menschen an einem Seelsorger schätzen, werden im letzten immer dieselben sein. Wenn ich zurückdenke,

die NS-Zeit, das Gefängnis der Gestapo, die vier Jahre Ostfront, die Nachkriegszeit, der Beruf mit seinen Wechselfällen – aber nie, nie mußte man die Entscheidung zum Glauben widerrufen, nie bereuen – ist denn das nicht ein Grund zur Hoffnung? So oft steht doch in der Schrift – du läßt uns nicht zu schanden werden, nicht beim Studieren, nicht im Schützengraben, nicht auf dem KZ-Transport, nicht in der Gefangenschaft, nicht in der Arbeit und da sollen wir nicht hoffen? Was hätte doch alles anders laufen können. Das Gute bleibt.

Ich hoffe, weil ich als Mensch Geschichte kenne. Geschichte gibt Hoffnung, gerade auch die dunklen Seiten der Geschichte. (Die Hausarbeit über die seelsorglichen Zustände in Tirol im 16. Jh.) Wahrscheinlich gilt das auch von der Geschichte von Stiften in Tirol. Was hat Gott nicht alles wieder zum Leben erweckt! Darum auch mein Glaube an die alten Orden. Man muß nur zurück zur Quelle schwimmen, und das geht ein wenig gegen den Strom.

Ich hoffe, weil ich Vertrauen auf Gott bei denen erlebe, die es am schwersten haben! Wie oft sind wir schön getröstet von einem Krankenbett weggegangen. „Gott ist gut“, das schlichte Wort der Schwerstgeprüften.

Gott hat Ja zu mir gesagt, da kann ich doch nicht Nein sagen.
Seien Wir als Priester Menschen der Hoffnung,
beten wir, daß an uns wahr wird, was im Alten Testament steht:

Die auf den Herren hoffen, werden nicht enttäuscht.
Es werden ihnen Schwingen wachsen gleich den Adlern.
Sie gehen, und werden nicht müde,
sie laufen, und werden nicht matt.

8. Priester – Mann der Mitte

In dieser Besinnung wollen wir nicht nur in die Zeit, sondern in besonderer Weise in die Kirche von heute hineinhorchen und einen Appell an uns, an Ordensleute und Priester herauszuhören versuchen, der eine große Aktualität zu haben scheint. Ich glaube, daß die Situation in der Kirche, die oft divergierenden Strömungen, der sogenannte Pluralismus und die daraus für den Gläubigen resultierende Beunruhigung, die Stunde der Extremisten und Psychopathen, der Renner und der Bremser, von uns in besonderer Weise verlangt, Männer der Mitte zu sein. Einfach deshalb, weil wir nicht uns selbst gehören, nicht einfach unsere Wege gehen, sondern immer in irgendeiner Weise der Herde verpflichtet sind.

Um ein kleines Beispiel anzuführen. Ich komme eben von einer Schulungswoche im Eis, in den Gletschern, die ich mit meinen Studenten alljährlich veranstalte, heuer zum 32. Mal. Ich habe dabei einige Helfer als Seilschaftsführer, die ausgezeichnete Alpinisten sind, und auch sehr schwere und extreme Touren gehen. Das tun sie aber niemals und dürfen sie auch nicht tun mit den Teilnehmern dieser Woche: Da wird immer die sicherste Route gewählt, das zumutbare genau überlegt, alles doppelt und dreifach gesichert, für Privatspässe ist kein Raum. Das ergibt sich aus der Verantwortung. Wir sind nun in der Kirche immer und immer wieder so etwas wie Seilschaftsführer. Wir haben Verantwortung für alle, für Jung und Alt, für alle Stände, für brennende Feuer und glimmende Dochte, für starke Bäume und schwankende Schilfrohre. Und darum müssen wir Männer der Mitte sein.

Vielleicht ist es gut, einmal die Situation unserer Heiligen Kirche in einem großen Blick zu umfassen. Niemand wird leugnen, daß es so etwas wie eine Krise gibt: Entwicklungen im theoretischen Bereich, Gefahr von Spaltungen, Abbröckeln von Randschichten, Krise im sakramentalen Bereich, Krise in Ordensgemeinschaften, in den geistlichen Berufen usw.

Woher kommt die Krise?

Ich möchte ausgehen von einem biblischen Bild, das übrigens auch das Konzil in seine Sprache aufgenommen hat: Das wandernde Gottesvolk.

Unwillkürlich denken wir bei diesem Bild zurück an das wandernde Volk des Alten Testaments. Und unwillkürlich erinnern wir uns, wie sehr dieses Volk auf seinem Zug durch die Wüste von inneren Krisen geschüttelt war, wie schwer es Moses hatte, wie er Unwillen, Aufruhr, Haderwasser und die Rotte Korah erleben mußte, den Tanz um das Kalb, Rückfälle, Untreue. Worin lag der Grund für die Krise in diesem ziehenden Volk. Die radikale Veränderung der Verhältnisse, der Umwelt. Diese Leute waren ja keine Nomaden, sondern Arbeitssklaven in Ägypten. Die Wüste war (und ist für den Fellachen heue noch) die Welt des Unheimlichen, Lebensfeindlichen, der Dschins und bösen Geister. Das war das Problem des Moses: Aus diesem Haufen von Zwangsarbeitern ein Volk von Nomaden zu machen. Und daher kamen die Autoritätskrisen, die zerschmetterten Gesetzestafeln, die Unzufriedenheit, das Zurückträumen in Erinnerungsoptimismus, der sogar noch die Knechtschaft verklärte. Die Vorsehung hat dem also krisenmäßig belasteten Gottesvolk einen Mann gegeben, der neben seinem tiefen Glauben auch noch eine andere, wesentliche Voraussetzung aufwies: Er kannte beide Welten: Die Zivilisation Ägyptens und das Leben in der Wüste, er war Staatsmann und Nomade, Rechtskundiger und Schafhirt. Und so konnte er seiner Führungsaufgabe gerecht werden.

Schauen wir uns die Krise des jungen Gottesvolkes im Neuen Testament an, wie sie sich etwa in der Apostelgeschichte widerspiegeln. Auch hier: Spannungen, Auseinandersetzungen, Aufbegehren, Einberufung eines Konzils, Auseinandersetzung von Spitzenmännern, von Progressiven und Traditionalisten. Und die Ursache: Die junge Kirche mußte einen Schritt auf ihrer Wanderschaft tun, der mindestens ebenso radikale Veränderungen brachte wie der des Moses, einen Schritt, der im Evangelium angedeutet war, jetzt aber Wirklichkeit wurde: Der Schritt aus der Enge des Judentums in die heidnische Welt des Hellenismus, ein Schritt, der tiefste Veränderungen mit sich brachte, und damit notwendigerweise auch Krise. Und

wiederum sandte Gott dem wandernden Volk einen Mann, der in beiden Welten zu Hause war, der beide Welten geistig kannte und verdaut hatte: Paulus. Und so gelingt der große Sprung. (Nicht auf einmal – und sicher nicht nur Paulus – man denke an die vorbereitende Funktion der Diaspora überhaupt, an Philo und die Stoa usw.).

Und nun zum Gottesvolk heute: Die Kirche unserer Tage hat als wanderndes Volk eine Reihe von einschneidenden Veränderungen der Umwelt, ihrer Lebensbedingungen, ihrer Situation zu bewältigen.

Sie mußte bewältigen den Übergang von einer naiven in eine wissenschaftliche Welt. Erinnern wir uns – an den langwierigen und schmerzlichen Prozeß. Sie mußte den Übergang bewältigen von einer geschlossenen in eine pluralistische Gesellschaft – auch hier in Tirol, sie mußte die Veränderung verkraften, die von einer patriarchalischen in eine demokratische Lebensform geführt hat – auch das ist eine Spannung in der Kirche, weiters den Übergang von einer im Gepräge doch europäischen in eine Weltkirche – wieviel hat nur das allein an Spannungen und Veränderungen gebracht – denken wir nur bis zur Kirchensprache. Weiters den Übergang von einer Kirche, die irgendwie 1000 Jahre doch mit der Macht verbündet war zu einer Kirche, die eben in unserer Gesellschaft als ziemlich machtlose wiederfindet und sich mehr auf ihre geistige Komponente besinnen muß – wie etwa die Kirche der ersten drei Jahrhunderte. Den Übergang von einer Welt des einfachen Lebens, in eine Wohlstandswelt (aus welcher Welt ist ein P. Freinademetz ausgezogen, und welche Welt haben die Theologen von heute hinter sich!)

Und da wundern wir uns, daß es Krisen gibt? Wir müßten uns wundern, wenn es keine gäbe. Und dabei laufen heute die Entwicklungen auf allen Gebieten schneller als früher. Was hat sich seit dem zweiten Vaticanum in der Kirche getan! (Nicht nur mit Schrecken betrachten, auch einmal mit Vertrauen und Stolz, daß in einer so alten Dame wie unserer Kirche so viel Jugendlichkeit wohnt!)

Aber diese schnellere Entwicklung bringt ein Phänomen mit sich, daß jeder Lehrer vom Wandertag her kennt: Wenn man mit einer Klasse rascher laufen muß, weil man noch den Zug erwischen will, zieht sich der Verein sofort auseinander: Die einen rennen voraus, und schlagen womöglich einen falschen Weg ein, und ein paar langsame verlieren den Anschluß. So ist das in der Kirche heute: Es gibt Progressisten – und Traditionalisten. Beide können den Weg verfehlen, und beide beweisen an sich, daß die Kirche die Mitte ist. Und der Geist Gottes ist in dieser Mitte, und bei denen ganz vorn und bei denen ganz hinten macht er keineswegs die Überstunden, wie die sich einbilden.

Sie verstehen jetzt, liebe Mitbrüder, warum wir Männer der Mitte sein müssen. Wie die Situation der Kirche uns geradezu gebieterisch dazu auffordert. Gewisse Nuancen wird es immer geben und geben müssen, aber, das was ein Lefebvre und das was ein Holl vordemonstriert haben, zeigt eben die Gefahren auf. Weil wir Hirten sind, müssen wir verantwortungsbewußt die Mitte halten, den Anschluß zur Kirche, die sich an dieser Zeitenwende einmalig im Konzil akzentuiert hat. Wir können uns keine Privatmäztchen erlauben, in einem illusionären Gestern verweilen und in ein noch illusionäreres Morgen uns verrennen. Die Leute, die großspurig von der Kirche des Jahres Zweitausend reden, sind Schwätzer. Auch bei berechenbaren Dingen kann man, wie Wirtschaftsprognosen zeigen, nicht einmal ein Jahr sichere Voraussagen geben. Die Kirche hat es mit tausend unberechenbaren Faktoren zu tun. Erkennen wir das Gebot der Stunde und sammeln wir uns wieder innerlich um die Mitte der Kirche. Wer soll denn Säule sein, wenn nicht wir? Wir kennen in Österreich die Bedeutung der müden Brückenpfeiler.

So also wollen wir uns in diese Gedanken hineinbeten:

Beten um das Verständnis für die Kirche, für die Spannungen.

Beten um das Verbleiben in der Wahrheit.

Daß wir nicht aus geistiger Eitelkeit der Mode verfallen und nicht aus Angst der Nostalgie.

Daß wir die Älteren verstehen, die zum Lefebvre hinüberschielen und sie zur Mitte holen,

daß wir die Jüngeren klug überzeugen können, wie dumm der Satz ist, „heute sei alles anders“.

Daß wir wachsam sind gegenüber denen, die die Menschen verwirren.

Daß wir um Weisheit beten, für die, die heute in der Kirche Führungsaufgaben übernehmen und ausüben.

Daß wir selbst die Weisheit geschenkt bekommen.

Es gibt so viel zu beten, daß wir alle Männer der Mitte bleiben!

9. Priester – ein Mann des Kreuzes

Christus war in seinem Leben und wurde gegen das Ende des Lebens immer mehr das Zeichen des Widerspruchs.

Seine Gegner haben ihn aus sehr verschiedenen Motivationen abgelehnt, sie waren sich auch untereinander keineswegs einig, z. T. sogar richtige Todfeinde. Die Einigkeit bestand nur in der Ablehnung Christi – das scheint sich übrigens in der Weltgeschichte ständig zu wiederholen.

Da waren die mächtigsten Gegner wohl die Sadduzäer, das damalige Establishment in Jerusalem, deren Exponenten die vier großen Priesterfamilien waren, an der Spitze das Haus des Annas. Sie sind reich, liberal, politisch skrupellos, kontrollieren Jerusalem, den Tempel, den Tempelschatz, die Tempelsteuer, den Tempelmarkt. Sie sind theologisch eher unterbelichtet und religiös liberal. Annas ist der gefährlichste und mächtigste Feind Jesu. Sie haben in ihren Reihen nur wenige Schriftgelehrte. (Jesus politisch gefährlich für Position.)

Und die zweite Gruppe sind die Pharisäer. Sie lehnen Christus aus ganz anderen Motiven ab. Sie haben in ihren Reihen hervorragend gebildete Männer und Persönlichkeiten. Sie haben Verdienste um die Bewahrung des Glaubens inmitten einer heidnischen Welt. Aber ihre religiöse Haltung und Einstellung neigt zu Verzerrungen. Sie predigen eine Religion des Gesetzes, Christus legt den Akzent auf die Gesinnung. Sie betonen die religiöse Leistung, Christus betont die Gnade und die Barmherzigkeit. Sie haben ein elitäres Bewußtsein und verbinden damit gerne eine Verachtung gewisser Schichten und Außenseiter, die einfach als „Sünder“ eingestuft werden. Sie fühlen sich über dem amme'ha'arez, dem dummen Volk, erhaben. Christus liebt die „Kleinen“, die „Einfachen“, er anerkennt die gutwilligen „Sünder“ und „Zöllner“. Die Pharisäer neigen zur Äußerlichkeit, Christus zur Innerlichkeit. Und schließlich wird ihnen zum größten Ärgernis das Geheimnis im Wesen Christi: Du lästerst Gott!

Eine ganz andere Gruppe, die Christus im Lauf der Zeit ablehnt, sind die jüdischen politischen Messianisten, die Freiheitskämpfer, häufig auch mit dem Namen lestai, Räuber, bezeichnet. Diese Bewegungen scheinen auf Christus gesetzt zu haben, vor allem in den Zeiten des ersten großen Zulaufs in Galiläa, wo sie besonders aktiv waren, nachdem aber immer klarer wurde, daß Christus keineswegs im politischen Sinn zu gebrauchen war, haben sie sich immer mehr von ihm abgewandt. Sie haben große Sympathien beim Volk – und Barrabas wird nicht umsonst Christus vorgezogen. Es wäre heute nicht anders.

Und schließlich sind da noch die Römer, die Landsknechte. In der dort stationierten Einheit waren mit Absicht viele Samaritaner, die seit eh und je Todfeinde der Israeliten sind, und diese Soldaten waren seit Jahren in einem gnadenlosen Guerillakrieg gegen jüdische Freischärler. Für die ist der Mann aus Nazareth einer aus diesen Kreisen, irgendein Boß der verdammten jüdischen Guerrilleros, und deshalb haben sie ihn auch in der Dornenkrönung als siegreichen Feldherrn verhöhnt. Im wahrsten Sinn des Wortes gilt von ihnen, was, Jesus bei der Kreuzigung betet: Vater verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.

Und nun ist also Christus am Kreuz. Die pastorale Erfolglosigkeit ist wohl eine totale, die Isolation ist vollständig, das Grüppchen der Getreuen ist winzig und steht verschreckt vor dem Grauen und versteht die Welt nicht mehr.

Aber die Stunde des Kreuzes, der Karfreitagnachmittag ist doch nicht ganz dunkel. Es gibt in diesen paar Stunden Blitze, die das Dunkel erhellen.

Da ist einmal ein Freiheitskämpfer: Herr gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst. Hinter diesem Wort liegt das Eingeständnis eines verpfuschten Lebens, eines falschen Einsatzes einer Che-Guevara-Ideologie der Gewalt und des Terrors. Dieser da hat nichts unrechtes getan. Der andere bleibt Fanatiker bis zum Schluß und tut das Übliche: Er verflucht seine Gegner. Der eine aber findet heim: Heute noch wirst du bei mir im Paradiese

sein. Erst der sterbende Christus ist pastoral wirksam geworden, zu Lebzeiten führte kein Weg hin, über keine Predigt, kein Wunder, kein Wort, nur über das Kreuz.

Und dann ist da der Landsknecht. Er hat dieses Geschäft schon oft gemacht, die Römer waren bei aufständischen Völkerschaften mit dem Kreuz keineswegs sparsam. Aber das ist ihm noch nie untergekommen: Einer, der nicht flucht, der betet, sogar für die, die ihn ans Kreuz schlagen. In Christus begegnet ihm etwas, was ihm noch nie begegnet ist. Der Mann in seiner totalen Wehrlosigkeit und seiner menschlichen Größe ringt dem Offizier das Wort ab: Wahrlich dieser war Gottes Sohn. Ein Römer.

Und dann beeindruckt der sterbende Christus noch zwei. Einer, Nikodemus, ist sicher ein Pharisäer aus der Gruppe des Jesus-Sympathisanten, und der andere als reicher Ratsherr, Joseph von Arimathäa, steht wohl den Sadduzäern nahe. Wir können wohl kaum ermessen, was für ein ungeheurer Mut zu dem Schritt gehört hat, den diese beiden Männer getan haben. Das Ehrenggrab zur Verfügung stellen: Ein Gekreuzigter war damals moralisch so verfehlt und erledigt, daß nicht einmal die jüdische religiöse Behörde die Bestattung eines Gekreuzigten im Familiengrab erlaubt hat, und wenn erst nach langer Zeit. Die beiden haben sich mit diesem Schritt zunächst sicher gesellschaftlich völlig isoliert, sich die Todfeindschaft der Mächtigen zugezogen, ihre Position, ihre Verbindungen, ihr Image auf's Spiel gesetzt. Was der redende, lehrende, in den Nächten diskutierende Christus, was der Wundertäter nicht erreicht hat, der Sterbende hat es erreicht.

Ein Pharisäer, ein Sadduzäer, ein Römer, ein Freiheitskämpfer – zu allen hin bestanden fast unübersteigbare Barrieren, der gekreuzigte Herr hat sie niedergerissen, der Erlöser, der nur mehr leiden konnte, sonst nichts mehr.

Das müßte uns zu denken geben.

Und vielleicht versuchen wir, unsere persönlichen Kreuze ins Blickfeld zu bekommen. Unsere offenen und geheimen Belastungen, unsere Fehler, an denen wir seit Jahrzehnten laborieren und nicht weiterkommen, unsere angeschlagene Gesundheit, unsere psychischen Belastungen, das alles, was im negativen Saldo des Lebens, das alles, was wir zu tragen haben. Die Ängste und körperlichen Schmerzen, den Mißerfolg und das Nahen des Todes.

Nimm Dein Kreuz auf dich und folge mir. Und beten wir, daß der Herr unser Kreuz irgendwie fruchtbar mache. Er kann es. Ja er hat immer wieder gesagt, und es auch in der Geschichte seines Reiches auf Erden bestätigt, daß manche Siege der Gnade nur auf dem Weg über das Dunkel kommen.

Und so wollen wir als Ordensleute und Priester wieder wissen, daß wir unter dem Gesetz des Kreuzes, das für die Welt eine Torheit ist, angetreten sind, und daß wir daher Männer des Kreuzes sein müssen. Und wenn wir vielleicht augenblicklich nicht so viel davon spüren, so wollen wir doch darauf gefaßt sein, und dann durch alles Dunkel den Sinn und den Sieg leuchten sehen, wie in der Nacht von Golgotha.